

Nr. 213. Bromberg, den 17. September 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sagen Sie das nicht, Fräulein Mogi." Herr Grasmück strich sich nachdenklich über seine Glatze. „Wissen Sie, als hier noch Haare drauf waren, war ich ein eifriger Ruderer."

„Na und, haben Sie damit viel Geld verdient?"

„Das gerade nicht, aber ein Vereinskamerad von mir, mit dem ich so manches Rennen gewonnen habe, sitzt heute im Reichsausschuß für Leibesübungen. Er heißt Drögemüller. Sie wissen natürlich immer noch nicht, worauf ich hinaus will. Wissen Sie, ich will Drögemüller einmal fragen — es gibt da, glaube ich, heutzutage Möglichkeiten — ich habe in letzter Zeit verschiedene Fälle gehört, wo gute Amateure — sehen Sie, das ist Herr Moll, der da steht. Wenn Sie mit ihm sprechen wollen — also sehen Sie zu, daß Sie das wieder einrenken. Sie können ja so was sicher. Brauchen nur mit Ihren Haselnußaugen einen anzugucken. Und sagen Sie Martin, er soll ordentlich trainieren, vielleicht — aber erzählen Sie ihm nichts — es ist ja nur so eine Idee von mir. Auf Wiedersehen, Fräulein Mogi."

Herr Grasmück gab dem Mädel einen leichten Stoß in Richtung Moll.

Was für einen Plan, dachte Mogi, als sie auf den kleinen runden Mann zusteuerte. Was für eine Idee —?

„Könnte ich Sie einen Augenblick sprechen, Herr Moll." So, da hatte man sich schon auf ein unangenehmes Gespräch festgelegt. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

„Ja, was wollen Sie, Frollein?" Ohne seine Haltung aufzugeben, neigte Herr Moll sein Ohr ganz dicht zu der Fragerin herunter, was durchaus unnötig war, denn er war weder schwerhörig noch größer als Mogi.

„Ich möchte mit Ihnen wegen Herrn Jakobs sprechen", sagte sie zu dem Ohr. „Wegen Martin Jakobs."

„Ist erledigt, ist rausgeschmissen."

„Ja, den meine ich", sagte Mogi zuversichtlich. „Ich freue mich, daß wir schon soweit sind."

„Wie weit, Frollein?"

„Ich meine so weit, daß wir uns über das Objekt unserer Verhandlung geeinigt haben."

„Was heißt Verhandlung?" Herr Moll fühlte plötzlich das Bedürfnis, sich diese aufdringliche Person einmal anzusehen, die mit ihm verhandeln wollte. Er fuhr herum und starrte Mogi mit kurzsichtig zusammengekniffenen Augen durch seinen Kneifer an. Donnerwetter, das war ja eine blitzblanke Angelegenheit! Diese appetitliche kleine Person wollte etwas von ihm. Das kam im richtigen Augenblick. Man hatte heute genug Ärger gehabt. „Kommen Se mal hier rein, Frollein." Herr Moll öffnete die Tür zu einem kleinen Offertenraum. „So, hier können wir ungestört sprechen. Also setzen Sie sich, und legen Sie los."

Mogi legte los. Sie wollte Herrn Moll bitten, den Martin Jakobs in seiner Stellung zu belassen. Er hätte sich zu einer gereizten Äußerung hinreißen lassen, weil er ein sehr empfindliches Ehrgefühl habe und durch Vorwürfe und Verdächtigungen verletzt worden sei. Martin sei im übrigen ein guter und ehrgeiziger Junge, der es mit seinem Dienst ebenso wie mit seinem Sport äußerst ernst nähme.

„Sie sind wohl die Freundin von dem Herrn Jakobs?" fragte Herr Moll augenzwinkernd und nicht ganz zur Sache.

„Ja, seine beste", bestätigte Mogi.

„Hat man da eventuell auch mal Chancen, hm?"

„Wie meinen Sie das, Herr Moll? Ich verstehe nicht."

„Na, ich meine, ob man auch mal Chancen hat, so eine süße kleine Frau als Freundin — äh — ich meine — man könnte sich mal in aller Ruhe über die Sache unterhalten. Ich sitze jeden Abend bei Dobrin, wissen Se, bei Dobrin am Tiergarten. Komm'n Se doch mal hin heut' abend.

„Ich glaube, wir reden einander vorbei, Herr Moll. Ich wollte mit Ihnen über meinen Bruder sprechen (jawohl, Martin ist mein Bruder!). Ich heiße Imogen Jakobs und bin seine Schwester und gleichzeitig seine beste Freundin. So etwas gibt es. Sonst säße ich jetzt nicht mit Ihnen hier. Oder glauben Sie, es ist ein Vergnügen für ein junges Mädel, sich mit einem älteren Herrn zu unterhalten, der dauernd herumzappelt und einen — — was wollen Sie eigentlich bei Dobrin mit mir? Ich werde es Ihnen sagen; Sie wollen mich zu einem Stück Apfelkuchen mit Schlagsahne einladen. Das ist billig und macht was her. Und dann werden Sie mich auf einen Schnaps in ihre geschmacklos eingerichtete Junggesellenwohnung auffordern. Macht zusammen eine Mark fünfzig — Sie können sich die Spesen sparen, Herr Moll, hören Sie? Auch ein Sektsouper wäre mir zu billig. Wenn Sie Martin nicht ohne das hierbehalten können, dann müssen wir eben voneinander Abschied nehmen. So viel ist mir Martins Stellung hier nicht wert, daß ich deswegen bei Ihnen — —Likör trinke. Ich glaube, man muß Ihnen das alles so schlicht und deutlich auseinandersetzen, denn die Gewohnheit, aus jeder Gefälligkeit ein Geschäft zu machen, ist bei Ihnen so eingewachsen wie ein alter Ehering am Finger. — So, danke — jetzt ist mir etwas besser. Auf Wiedersehen, Herr Moll!"

Das alles wurde mit einer durchaus nicht leidenschaftslosen Stimme vorgetragen. In den Haselnußaugen tanzten kleine giftig-grüne Sternchen. Die zarte Haut unter dem Madonnenscheitel war gerötet. — Im nächsten Augenblick war Mogi an der Tür. —

Wenn die Menschen, mit denen Herr Moll im allgemeinen zu verhandeln pflegte, die Hand auf die Türklinke legten, so wußte dieser die Ungefährlichkeit dieser Geste wohl einzuschätzen. Hier lag die Sache wesentlich anders. Dieses Mädel, das eben (wenigstens moralisch) das ausgeführt hatte, was ihr Bruder ihm vor einer Stunde angeboten hatte, würde in der nächsten Sekunde draußen sein. Das fühlte Herr Moll genau. Er fühlte es mit einem gewissen Unbehagen. Er wußte plötzlich nicht, wo er mit seinen Händen hinsollte. Er hatte das seltsame Gefühl, sie würden irgendwo Flecke hinterlassen. Das war merkwürdig störend und machte unsicher. Irgend etwas war wohl falsch gemacht worden — man mußte es wieder einrenken.

„Aber, mein liebes Fräulein Jakobs, wollen Sie nicht noch einen Augenblick Platz nehmen?" Er machte eine bei

den schwersten Kunden bewährte scharmante Handbewegung. „Wir müssen doch die Geschichte mit Ihrem Bruder eben noch schnell in Ordnung bringen. Selbstverständlich, selbstverständlich — —!"

Als Mogi drei Minuten später zu ihrem ungeduldig wartenden Bruder auf den Lieferwagen sprang, sagte sie:

„Alle fünf Muster hat der Grasmück bestellt. Fein, was? Deinen Herrn Moll habe ich auch kennen gelernt. Ist doch ein ganz netter Mensch. Weiß gar nicht, was du willst. Du möchtest übrigens morgen früh pünktlich da sein. Es ist sehr viel zu liefern, läßt er dir sagen. So, und jetzt fahr' mich zu Dobrin. Ich habe Vorschuß bekommen und einen wahnsinnigen Hunger auf Apfelkuchen mit Schlagsahne. Weißt du: Dobrin am Tiergarten."

IV.

Wie geheimnisvoll, wie lächerlich geheimnisvoll war doch so eine Ägypterin!

Das gehörte nun einer sogenannten modernen Kairoer Familie an, ging unverschleiert auf die Straße, mästete sich nicht mit Rahat Lokum, trug die fabelhaftesten Pariser Modelle, saß selbst am Volant — alles sehr schön und sehr fortschrittlich, aber warum traute sie sich nicht mit einem anständigen jungen Mann aus guter Familie auf die Straße? Warum wagte Leila, die doch schließlich ein erwachsener Mensch war, sich mit Eppo in kein Lokal, tanzte nicht einmal mehr mit ihm im Heliopolis? War einfach den ganzen Tag nicht zu sprechen, nicht zu erreichen?

Erst wenn abends das Tuch über Eppos Augen glitt, wenn mit dem Tuch diese erdrückend schöne Märchenstimmung auf ihn fiel, wenn in seinen Ohren das Singen war, das den Wachtraum ankündete, erst dann sah er sie. Und seltsam, dann gab es keine Fragen mehr. Warum sie im Auto am Opera Square nicht aufgeschaut habe, als er winkte, warum und wohin sie heute so plötzlich verschwunden sei, als er sie in den Basaren der Kupferschmiede traf.

Es kam ihm wohl der Gedanke, sie zu fragen, aber dann haßte er diesen Gedanken, der ihn störte wie das Klirren einer Saite beim Geigenspiel.

Warum riß er sich nicht einfach die Binde von den Augen, wenn er so geheimnisvoll zu ihr geführt wurde? Dann würde er schon den Palast wiederfinden, in dem sie wohnte.

Aber wollte er denn das überhaupt? Wollte er denn wissen, wer sie war? War es nicht Glück genug, abends mit ihr zusammen zu sein — wollte er überhaupt irgend etwas, wenn er auf der Straße nach den Pyramiden stand und auf das Auto wartete, das ihn zu ihr brachte? Hatte er dann noch einen eigenen Willen?

Es war etwas merkwürdiges Neues mit ihm vorgegangen. Etwas, was schön und zugleich unangenehm fremdartig war. So viel wußte er jedenfalls, daß er nicht mit sich zufrieden war.

Wenn er wenigsten mit Robby darüber hätte sprechen können. Aber da war das andere Merkwürdige: Robby mußte das Gespräch jener Nacht völlig vergessen haben. Oder er hielt es nachträglich für einen Traum. Er fragte nicht, kein Wort wurde je darüber gewechselt. Er wunderte sich aber seltsamerweise auch nicht darüber, wenn Eppo abends verschwand. Der hütete sich natürlich von sich aus noch einmal davon anzufangen. Robert hatte ihn bei jenem nächtlichen Gespräch zu schwer gekränkt. Wie eine Schnecke, der man plötzlich die Hörner berührt, hatte er sich ganz in sich verkrochen. Und fand zum erstenmal, solange er denken konnte, nicht mehr den Weg aus sich heraus zu seinem Bruder.

All diese Dinge schienen Eppo sehr zu bedrücken. Denn als er, die Hände bis an die Ellenbogen in die Taschen seiner Plafords versenkt, bei der Konditorei von Groppi vorbeischlenderte, hatte er trotz des Gedankens an das unübertreffliche Mangoeis, das seiner dort wartete, auf der Stirn, etwa an der Stelle, wo ihm später einmal das Leben richtige Sorgenfalten eingraben würde, immerhin eine tiefe, senkrechte Furche.

Plötzlich nahmen seine Züge jenen Audruck an, den man oft bei Menschen beobachtet, die Radiohöhrer an den Ohren haben und nicht die richtige Welle finden können. Die Augen wurden zu kleinen Ritzen, der Mund öffnete sich, wobei der eine Mundwinkel etwas höher gezogen wurde, der linke Nasenflügel hob sich, als ob er den Ton einziehen wollte, der aus dieser Richtung kam.

Das war ein Ton, den er kannte, den er oft genug gehört hatte, wenn es dunkel war und er im Innern jenes Autos saß, dessen Hupe diesen Ton von sich gab.

Jetzt kam er näher.

Mit ein paar Sätzen war Eppo an der nächsten Ecke — der Wagen kam gerade auf ihn zu. Blitzschnell überlegte Eppo — dann ließ er ihn ruhig an sich vorüberfahren, ohne hinzusehen. Im Gegenteil, er hielt den Kopf gesenkt. Kaum war aber der Wagen vorbei und bog um die Ecke, da war Eppo schon hinterher.

Nach fünf Schritten hatte er dieselbe Geschwindigkeit — beim zehnten hatte er ihn eingeholt. Der elfte war ein Sprung. Eppos Kreppsohlen quietschten leise auf dem Gummi des Trittbretts — das war das einzige Geräusch, das von ihm zu hören war.

Jetzt kauerte er, mit der rechten Hand am Türgriff hängend, an der Seite des Wagens.

Ein paar Leute blieben stehen und riefen etwas. Aber der Neger am Steuer sah eine schöne gerade Straße vor sich, was, in die Chauffeursprache aller Länder und Rassen übersetzt, bekantlich heißt: soviel Gas geben wie drin ist! Und es war eine ganze Menge drin in diesem Prachtwagen. Der Nigger sah und hörte nichts mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der zischende Tod.

Abenteuer eines Giftschlangenjägers. — Der Kampf im Dunkeln. — Der Tod kriecht im Grase. — Die Mamba im Eßzimmer. — Wenn die Nerven versagen.

Von W. E. Jones.

Erste Begegnung.

Der Häuptling des kleinen Zuludorfes in der Nähe von M'Fongosi, hundertsechzig Kilometer von Pietermaritzburg (Südafrika) entfernt, senkte den Kopf und schloß seinen Bericht: „So ist jetzt auch mein Bruder tot!" Innerhalb einer Woche hatte er vier Angehörige begraben, und er fürchtete noch weitere Opfer dieser schrecklichen Mamba.

Mamba! Jeder Zulu, der das Wort hört, wird grau vor Schrecken. Er hat keine Angst vor dem angreisenden Löwen, doch der bloße Anblick des drohend erhobenen Kopfes der Giftschlange läßt ihm das Blut in den Adern gerinnen.

Seit 35 Jahren widme ich mich dem Vernichtungskampfe gegen diese Pest, die in manchen Teilen Südafrikas mehr Todesopfer fordert, als man zählen kann. Als junger Mensch sollte ich damals, da ich zum ersten Male nach dem Zululande kam, das Grauen kennen lernen, das ungesehen am Boden schleicht und ohne Warnung tötet.

Es war am Abend eines heißen Tages. Ich hatte meine Lampe angezündet und legte mich auf ein Feldbett, um die Rückkehr meines schwarzen Jungen zu erwarten. Ich ahnte nicht, daß ich in den nächsten Augenblicken schon ein Erlebnis haben sollte, das mich noch heute oft im Traume quält.

Im Busch war alles ruhig. Nur aus dem benachbarten Zuludorfe klang hier und da das Lachen einer Frau oder das Schreien eines Kindes herüber. An der Zeltdecke saß eine Gottesanbeterin und fraß ein paar Fliegen.

Plötzlich hörte ich ein ganz leises Rascheln. Ich sah arglos über den Bettrand. Ein dicker, glänzender Leib, stark wie die Trosse eines Schleppdampfers, wand sich unter mir. Eine ausgewachsene Mamba!

Einen Augenblick später war ich aus dem Zelt gestürzt und hatte dabei die Lampe umgeworfen. In der gleichen Sekunde kehrte mein Junge mit einer Kerze zurück. Ich riß sie ihm aus der Hand und trat ohne große Überlegung wieder ins Zelt. Die Schlange schien gerade hinter einer

Kiste verschwinden zu wollen. Mein Stock traf sie im nächsten Augenblick. Beinahe wäre es mein letzter gewesen!

Wütend schoß das Tier auf mich zu. Der Kopf stand in Höhe meiner Brust. Die Augen funkelten wie Diamanten. Sie schienen die Verkörperung alles Bösen zu sein. Ich kämpfte um mein Leben. Schlug wie ein Wahnsinniger mit dem Stocke nach dem hin und her schwingenden Kopfe. Ein niederschmetterndes Gefühl der Ohnmacht packte mich, als ich sehen mußte, wie das Vieh meinen Schlägen mit unglaublicher Geschicklichkeit auszuweichen verstand und dabei immer näher kam.

Allein der Mut meines Jungen rettete mich. Der Schwarze packte ein Bündel Gras, entzündete es und warf es dem Schlangenkopf entgegen. Einen Augenblick später war die Mamba verschwunden. Ich wischte mir den Angstschweiß von der Stirn und gelobte mir, niemals wieder einer Mamba nur mit einem Stock bewaffnet gegenüber zu treten.

Vielleicht war es dieser Vorfall, der mich veranlaßte, mich ernster mit der Schlangenjagd zu befassen. Entscheidend war aber die Entdeckung, daß wissenschaftliche Laboratorien in England und der Regierungsbakterieologe in Pietermaritzburg regelmäßigen Bedarf an Schlangengift hatten. Ich wußte nun nach meiner Erfahrung, daß Mambagift nur durch Erschießen des Tieres gewonnen werden kann. Der Schuß muß fallen, so rasch nur Auge und Hand zusammen zu arbeiten vermögen. Der Jäger darf keine Nerven haben und muß selbst im Angesichte des zischenden Todes vollkommen ruhig bleiben.

Eines Abends vertrat ich mir ein wenig die Beine. Ich war erst ein paar hundert Meter vom Lager entfernt, als ich eine Kolonie von Webervögeln in panischem Aufruhr antraf. Eine ausgewachsene Mamba kroch in aller Ruhe einen Ast entlang und kümmerte sich nicht im geringsten um die Flügelschläge, die auf ihren Kopf niederprasselten. Vor jedem der eigenartigen hängenden Nester angelangt, steckte sie das pfeilförmige Haupt hinein, verschlang die Eier oder die Jungen und kroch nach dem nächsten.

Ich sah dem Drama einen Augenblick mit Interesse zu, dann rannte ich ins Lager, um mein Gewehr zu holen. Als ich mit einem Schwarzen zurückkehrte, hielt die Schlange noch immer ihr üppiges Mahl. Doch plötzlich sah sie uns und starrte uns in steinerer Unbeweglichkeit an.

Da beging der Schwarze etwas Unsinniges. Er hob einen Stein auf und warf ihn nach der Mamba. Wie der Blitz schoß das Tier auf die Erde und kroch erstaunlich rasch auf uns zu. Der Kopf schwankte aufgerichtet hin und her. Als die Schlange noch acht Meter von mir entfernt war, hielt ich zwei Handbreit unter den Kopf und schoß. Ich fehlte!

Der Schwarze rannte um sein Leben. Die Mamba war plötzlich im hohen Gras verschwunden. Doch im nächsten Augenblick tauchte sie unmittelbar vor mir auf. Mein zweiter Schuß riß ihr den Kopf ab.

Ich zog eine Phiole mit weitem Hals aus der Tasche, streifte starke Handschuhe über, packte den Schlangenkopf hinter den Kiefern und stieß ihn in die Flasche hinein. Wieder und wieder hieben die Giftzähne gegen die Flaschenwandung, und jedes Mal lösten sich zwei Tropfen einer bernsteingelben Flüssigkeit aus, um langsam auf den Phiolenboden zu rinnen. Einer dieser so harmlos aussehenden Tropfen genügte, um ein halbes Dutzend Menschen zu lähmen!

Dieses Mambasekret ist vielleicht das stärkste Gift, das wir kennen. Aus einer Strecke von achthundert Schlangen gewann ich durchschnittlich je dreizehn Gramm Trockengift. Die Flüssigkeit wird nämlich an der Luft getrocknet und formt sich zu typischen Körnern, die braunen Zuckerkristallen gleichen. Ein Gramm hiervon hat ungefähr einen Handelswert von zwanzig Pfennigen. Man ersieht daraus, daß der Schlangenjäger an der Mamba allein kein Vermögen verdienen kann.

Die Riesenmamba.

In einem bekannten wissenschaftlichen Werke über Schlangen las ich einmal, die Mamba würde nur etwas über zwei Meter lang. Das betreffende Exemplar, das dem Verfasser vor Augen gekommen war, muß ein Mambakind von anderthalb Jahren gewesen sein, denn eine ausgewachsene Dendraspis Angusticeps wird normalerweise mindestens drei Meter lang. Ich habe manche Mamba geschossen, die über drei Meter dreißig maß, und eine an die ich mich recht lebhaft erinnere, war drei Meter vierundsiebzig lang.

Ich war damals schon früh aufgebrochen und kehrte mittags zu einem Schläfchen ins Lager zurück. Ich lag im Halbschlummer auf dem Bett. Plötzlich glaubte ich ein Geräusch zu hören und blinzelte nach der Tür. Im nächsten Augenblick war ich so wach wie noch nie im Leben. Zwischen der obersten Türleiste und dem Dach befand sich ein sechzig Zentimeter hohes Luftloch, und durch dieses kroch eine Riesenmamba herein. Eine Waffe! Ich hatte keine. Um mein Bett herum standen nur Stühle, auf denen Bücher lagen. Gleichzeitig aber hatten meine ganz unwillkürlichen Bewegungen die Aufmerksamkeit der Schlange erregt. Sie war kaum noch einen Meter von mir entfernt und richtete sich nun auf.

Ich konnte deutlich den schillernden Schein auf ihren Kopf- und Halsschuppen sehen. Und doch durfte ich mich nicht rühren. Stundenlang, schien es mir, lag ich bewegungslos auf der Seite. Nur der Schweiß lief mir vom Gesicht. Ich glaubte, die Spannung nicht länger ertragen zu können. Da fiel mir plötzlich ein, daß die Mamba nicht hören kann, wenn sie auch die geringste Erschütterung wahrnimmt. So blieb ich mit dem Oberkörper unbeweglich liegen, doch mit der linken Hand griff ich hinter mich und ballte die Decke langsam zu einem Bündel. Plötzlich warf ich dieses der Schlange entgegen. Ich erlebte das unerhoffte Glück, daß die Mamba vollständig in die Decke eingewickelt wurde. Im nächsten Augenblick war ich aufgesprungen, hatte einen Stock gepackt, und nun schlug ich auf die Decke ein, bis das Tier sich nicht mehr rührte.

Vor rund zwanzig Jahren war ich Zeuge eines Schauspiels, das mich stark niederdrückte, weil mein erster Versuch mit dem amtlichen Serum gegen den Mambabiß mit einer Enttäuschung endete. Ich setzte damals große Hoffnungen auf die Heilmittel und hatte eine gewisse Menge ausgeliefert erhalten. Die unwissenden Zulus betrachteten die Tropfen als den Fetisch des weißen Mannes gegen die finsterste Macht, die sie kennen.

An einem Februarnachmittag zogen drei fremde Zulus an meinem Lager vorbei. Eine Stunde später war einer von ihnen zurückgerannt: Einer seiner Kameraden war auf dem anderen Ufer des Tugela von einer Mamba gebissen worden. Ich fand das Opfer im Dornendickicht liegen, wo die Schlange sich gern aufhält, und um den Unglücklichen herum hatte sich eine Menge Zuschauer gesammelt, die den Kopf hängen ließen.

Hier war mir die Gelegenheit geboten, die Wirksamkeit des neuen Serums zu erproben. Ich machte drei Einspritzungen und wartete gespannt auf den Erfolg. Der Blick in den Augen des Zulus verfolgt mich oft noch heute. Er war stumpf wie der eines Tieres, und die Lähmung des Nervensystems hinderte den Schwarzen daran, auch nur den Kopf zu bewegen.

Und dann mußte ich erkennen, daß der Mann starb. Auch die Zulus wußten das. Alle Macht des Weißen nützte nichts. Bis heute ist noch kein Mittel gefunden worden, das unter solchen Umständen wirkt.

Die Länge der Zeitspanne zwischen dem Schlangenbiß und dem Eintritt des Todes hängt von vielen Faktoren ab, darunter auch vom Gesundheitszustand des Opfers. Von Bedeutung sind außerdem das Alter der Schlange und die Zeit, die verstrich, seitdem sie zuletzt biß. So habe ich eine Frau, die um vier Uhr nachmittags gebissen wurde, erst um neun Uhr abends sterben sehen, während eine starke Färse, die den Biß in die Schnauze erhielt, schon nach zwanzig Minuten verendet war. Ein Hund ging nach wenigen Sekunden ein, und ein erwachsener Zulu starb, bevor die Wunde abgebunden werden konnte.

Obwohl ich im Laufe einer mehr als dreißigjährigen Erfahrung die Gewohnheiten der Schlangen genau kennen lernte, so kann ich doch nicht angeben, wie sich eine Mamba in irgend einer Lage verhalten würde. Steht freilich ein Mensch zwischen ihr und ihrem Erdloch, so ist darauf zu wetten, daß er sich in Gefahr befindet. Und doch habe ich wieder Fälle erlebt, in denen die Mamba nicht angriff, sondern eine List anwandte, die fast menschlichen Verstand voraussetzt.

Ich sprach einmal mit einem Zuluhäuptling über Schlangen. Er erzählte mir, ein benachbarter Hohlweg sei

mit Mambas verseucht. Deshalb suchte ich am Abend, von drei Eingeborenen begleitet, den Platz auf. Rund zehn Schlangen verschwanden bei unserem Näherkommen wie der Blitz in einer Richtung. Eine sonderte sich von ihnen ab. Da aber die Bewegung im Gras gleich darauf aufhörte, so glaubte ich, auch dieses Tier habe sich in irgend ein Loch verkrochen.

Doch ich irrte mich. Dem Rufe eines Zulus folgend lief ich dorthin, wo die Mamba verschwunden sein mußte, und sah eine große, dicke Schlange langsam durch das Gras kriechen. Ein Python, dachte ich. Doch im nächsten Augenblick erkannte ich meinen Irrtum. Die Mamba hatte sich zu ihrer dreifachen Größe aufgebläht, um die Verfolger abzuschrecken. Die schwerfälligen Windungen des großen Körpers waren dem Python täuschend ähnlich. Plötzlich aber wurde die Schlange kleiner, bis sie ihren normalen Umfang erreicht hatte, und im nächsten Augenblick flüchtete sie so rasch wie die andern.

Um das Leben des eigenen Kindes.

Die Schlangenjagd als Broterwerb ist mindestens ebenso aufregend wie die Großwildjagd. Es gibt Fälle, in denen der Jäger dem Tode nur um den Bruchteil einer Sekunde entgeht, und Augenblicke, in denen er richtige Angst empfindet.

Eines Nachts wollte ich irgend ein Papier aus meinem kleinen Laboratorium holen. Eine Taschenlampe in der Hand, verließ ich meinen Bungalow. Irgend ein Zufall wollte es, daß die Tür des Loboratoriums mit lautem Krach hinter mir ins Schloß fiel. Im nächsten Augenblick hing eine Mamba vom Türbalken, keinen halben Meter von meinem Gesicht entfernt. Dann ging auch noch das Licht aus. Vielleicht taugte die Taschenlampe nicht viel, vielleicht glitt mein zitternder Daumen vom Kontakt. Ich stand in völliger Finsternis, ohne Waffe! Und plötzlich glaubte ich, die funkelnden Augen, die zum Biß bereiten Kiefer der giftigsten und angriffslustigsten Schlange der Welt tauchten in der Dunkelheit vor mir auf. Die Qual war entsetzlich!

Und doch konnte ich nichts anderes tun als ruhig stehen bleiben. Kalter Schweiß lief mir von der Stirn, und ich malte mir alle Schrecken und Qualen des fürchterlichen Todes aus, dem ich sicher verfallen war. Dann hörte ich ein ganz leises Rascheln und verlor die Nerven. Ich wußte nicht, kam die Mamba näher, entfernte sie sich. Mir war alles einerlei. Ich griff nach der Türklinke. Ich weiß nicht, ob ich sie erfaßte. Ich erinnere mich nur daran, daß ich im nächsten Augenblick im Freien stand und den Mond durch ein Bambusdickicht schimmern sah. Meine Knie zitterten und konnten mich nicht mehr tragen, aber ich wußte wenigstens das eine: Ich lebte noch!

Die fürchterlichsten drei Minuten meines Lebens hatte ich, als ich in aller Ruhe ahnungslos in meinem Eßzimmer in M'Fongosi saß. Alles atmete tiefen Frieden. Auf dem Diwan hockten meine beiden Kinder und betrachteten die Bilder einer alten Zeitschrift. Wir anderen, ein Freund und ich, saßen am Tisch und rauchten unsere Pfeifen.

Dann hatte ich das Gefühl irgend einer drohenden Gefahr. Es veranlaßte mich, nach der Anrichte hinüber zu sehen. Sie stand im Schatten, und doch sah ich von dort zwei Punkte herüber leuchten, und ein schwarzer Körper reckte sich unmittelbar hinter meinen Kindern empor. Ich saß erstarrt. Eine Mamba! Ihre Giftzähne waren kaum einen Meter vom Nacken meines Jungen entfernt. Ich verstehe es, daß eine Schlange ihre Opfer geradezu hypnotisieren kann, denn in dieser Minute schien es mir, als könnte ich meine Augen niemals von dem dort langsam kriechenden Tod losreißen. Später sagte mir mein Freund, mein Gesicht sei des eines Toten gewesen, stumpf und farblos.

Trotzdem arbeiteten bei mir Hirn und Hand. Langsam, lautos führte ich meine Hand hinter meinen Stuhl, wo die Pistole hing, die mich in Zululand nie verließ. Die Berührung mit dem kalten Stahl gab mir meine Nerven wieder. Zoll um Zoll zog ich die Waffe an mich heran, bis sie auf meinem Knie lag. Ich wagte es nicht, zu schießen, ohne meine Kinder darauf vorzubereiten, denn sonst würde die Mamba wie der Blitz auf den Jungen zugeschossen sein. Vielleicht befremdete die lastende Stille in diesem Augenblick die Kinder, denn mein Mädchen hob plötzlich den Kopf und sah mich an.

„Duck' dich, Jackie, duck dich!" schrie ich, hob die Waffe, schoß. Ich danke dem Himmel heut noch dafür, daß der Junge sofort gehorchte. Er warf sich nach vorn auf die Knie. Meine Kugel zerriß den Hals der Schlange und bohrte sich in die Anrichte ein. Der kopflose Körper der Mamba fiel auf den Diwan und wand sich in Todeszuckungen.

Wahrscheinlich verdanke ich das Leben meines Jungen dem Mut meines Freundes, denn dieser saß mir gegenüber, sah alles und bewegte doch nicht einen Muskel. Dabei habe ich die Erfahrung machen müssen, daß die tapfersten Männer in solchen Augenblicken oft Feiglinge sind. Ja, ich darf behaupten, ich kenne niemand — ob Weißen oder Schwarzen —, auf den man sich verlassen kann, wenn eine Mamba angreift. Ein Versagen in solcher Lage bedeutet den Tod für den einen oder den anderen der Schlangenjäger.

Mir ging es beinahe einmal so. Ich hatte einem Häuptling in der Nähe von M'Fongosi meinen Besuch angemeldet, fand aber bei der Ankunft nur seine Leiche vor. Er war während der Arbeit im Maisfeld gebissen worden und vor zwei Stunden gestorben.

„Kommt mit mir, Herr!" sagte sein Bruder. „Ich will dir die Stelle zeigen, wo der böse Geist haust, der das Verbrechen beging. Wir beide wollen ihn töten." In Begleitung eines Dutzend junger Zulus betraten wir einen kurzen Hohlweg. Auf der in der Sonne liegenden Seite sah ich eine Anzahl Löcher in der Erde. Keine Schlange war zu sehen. Die Zulus wagten sich nicht nahe heran, sondern zogen es vor, aus sicherer Entfernung dem Schauspiel beizuwohnen. Mit dem Bruder des Toten begann ich nun eine kurze Treibjagd. Der Hohlweg war höchstens fünfzig Meter lang.

Wie ich schon sagte, kann niemand im voraus sagen, wie eine Mamba sich verhalten wird. Wir sahen auf jeden Fall nichts von dem Tier, bis wir unmittelbar vor den Löchern standen. Dann aber genügte uns die Entdeckung. Das Tier lag ein paar Meter vor uns. Vielleicht hatte es Junge und war deshalb nicht geflüchtet. Doch nun schoß die Mamba mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes auf uns zu.

Für mich war es ein Augenblick höchster Spannung, wie ich sie schon hundertfach vorher erlebt hatte und die nur einen raschen Entschluß und ruhige Nerven erfordert. Doch die Nerven des Zulus versagten in dem Augenblick, als ich das Gewehr hob. Er schrie vor Angst auf, rannte mich an und lief wie ein Wahnsinniger davon, um erst hundert Meter weiter inmitten seiner Landsleute stehen zu bleiben.

Ich glaubte inzwischen, mein letztes Stündlein habe geschlagen, denn ich stolperte, fiel beinahe und mußte mich erst wieder hochrappeln. Doch merkwürdigerweise schenkte mir die Mamba keinerlei Aufmerksamkeit. Sie schoß höchstens zwei Meter von mir entfernt an mir vorbei, suchte den fliehenden Zulu einzuholen, schlug einen Haken und verschwand im Dickicht. Dort fanden wir später zwei Erdlöcher, doch die Mamba ließ sich nicht mehr herauslocken, und wir kehrten unverrichteter Dinge ins Dorf zurück.

An ähnlichen sonnenbeschienenen Erdwänden in Hohlwegen, wie dem oben genannten, beobachtete ich das Ausschlüpfen von vielen — bis zu vierzehn — kleinen Mambas aus einem einzigen Loch. Zuerst waren die Tiere rund fünfunddreißig Zentimeter lang, doch sie wuchsen rasch. Merkwürdigerweise ist ihr Gift ebenso tödlich wie das ihrer um vier Jahre älteren Erzeuger. Im allgemeinen kann die Mamba als Baumschlange bezeichnet werden, doch ist sie ebenso gut auf dem Lande und im Wasser zu Hause. Ich habe diese Reptilien oft beobachtet, wenn sie sich in seichten Flüssen tummelten. Außerdem haben sie die lästige Angewohnheit, sich um einen Ast über dem Pfad zu ringeln. Werden sie dort rechtzeitig entdeckt, so eilt die Kunde davon wie auf Flügeln durch den Busch. Nichts wird einen Zulu dann veranlassen können, diesen Pfad zu betreten.

Vielleicht ist die Tatsache wenig bekannt, daß die Mambas Reservegiftzähne besitzen, die in einer Falte des Gaumens liegen. Selbst Sachverständige wissen nicht recht, wie der Ersatz der Zähne innerhalb des Rachens erfolgt, aber ein solcher Vorgang muß häufig sein, wenn nicht selten beißt die Mamba ihr Opfer mit der artiger Kraft, daß die Giftzähne an der Wurzel abbrechen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.